

*Auszug aus dem Buch „Reisen in Ostafrika ausgeführt in den Jahren 1837-55 von Dr. Johann Ludwig Krapf, Phil. Dr., vormals Missionar in Abessinien und den Äquator-Gegenden. Zur Beförderung der Ostafrikanischen Erd- und Missionskunde.“*

## **5) Rebmanns Seereise von London bis zu seiner Ankunft in Sansibar.**

Vom Februar bis 27. Mai 1846 (zu Seite 297).

Meine Seereise hat sich nicht durch große Stürme oder lange Windstille, sondern hauptsächlich durch vielen Gegenwind, kürzere Windstillen und weniger günstigen Wind ausgezeichnet. Dabei waren wir aber beinahe immer durch schönes und heiteres Wetter begünstigt, so dass wir bis zum Kap, was die Zeit betrifft, unsere Fahrt doch noch eine mittelmäßige heißen konnten. Das Schiff war ein kleines Kaufmannsschiff, worauf außer mir nur noch 11 Personen waren. Ich war der einzige Passagier. Eine große Wohltat war es für mich, dass mir Gott in dem Kapitän einen freundlichen, für mich Sorge tragenden Mann an die Seite gab, mit dem ich viel über geistliche Dinge reden konnte. Freilich musste ich auch an ihm sehen, wie ein äußerlich rechtschaffenes Leben ohne innere Umwandlung des Herzens, noch keine Freude und Liebe zu Gott und keinen Frieden ins Herz bringt, und wie schwer es ist, Leuten, die kein Gefühl von ihrer Sündhaftigkeit haben, zu zeigen, was Christus für den Menschen ist, und was der Mensch in Ihm ist. Sie bleiben in ihrer vermeintlichen Tugendhaftigkeit stecken, und verlassen sich noch darauf, auch wenn sie mit dem Munde bekennen, dass sie Sünder seien.

Am 17ten April kamen wir am Kap der guten Hoffnung an, wo das Schiff etwas von seiner Ladung abzugeben hatte. Der Aufenthalt in der Kapstadt, und was ich da sah und hörte und genoss, war mir eine wahre Erquickung nach einer 2 ½-monatigen Seereise. Ich bestieg auch den etwa 3000 Fuß hohen Löwenkopf, der mir eine weite Aussicht in das Innere von Afrika gewährte. In der Kapstadt, die in lauter parallelen Straßen, die einander rechtwinklig durchschneiden, gebaut ist, kommt man eigentlich nach einem europäischen Afrika, wo der Wanderer sich noch einmal recht heimatlich fühlen kann.

Am 29ten April verließen wir wieder mit günstigem Wind die Tafelbai; sobald wir aber auf der offenen See waren, hatten wir Windstille und dann wieder etwas Gegenwind. Der Kapitän suchte die ganze erste Woche lang in den Süden zu dringen (wir kamen bis über 41° südlicher Breite hinaus), um einen Westwind einzuholen, aber vergebens. Wir segelten nun wieder etwas gegen Norden und da brach an einem Nachmittag die Hülfe plötzlich herein. Aber am andern Tag wurde uns unsere Freude schon wieder genommen, indem der Wind sich wieder legte. Unter solchen Umständen hatte ich oft den Kapitän zu trösten, wenn mein eigenes Gemüt niedergeschlagen war. Doch ich hielt mich an den Spruch: „denen die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen“. Von jetzt an wechselte der Wind sehr oft, bis wir endlich am 17ten Mai, an einem Sonntagabend gewaltig schnell in den Kanal von Mosambik hineingetrieben wurden. Aber auch hier dauerten vielen Wechsel des Windes fort. Im Norden von diesem Kanal durften wir aber an dem kleinen, gefährlichen Inselchen Juan de Rova, das in Bölters Weltatlas viel zu weit nordöstlich gesetzt ist, wenn es dasselbe sein sollte (es liegt etwas südlich von den Comoro-Inseln), eine merkwürdige Bewahrung Gottes erfahren. Der Kapitän wollte nämlich dasselbe etwa 8 Meilen in westlicher Entfernung passieren, und gab demgemäß seine Anweisungen für den Steuermann. Es war Nacht und der sorgsame Kapitän hielt selbst auch Wache. Bei Tagesanbruch erblickte er zu seiner äußersten Bestürzung das Inselchen, von dem er in guter westlicher Entfernung zu sein glaubte, nur wenige englische

Meilen gerade vor dem Schiff, so des es stracks auf die gefährlichen Felsen, die das Inselchen umgeben, zu segelte. Hätte der Wind etwas stärker geblasen, so wären wir noch bei Nacht in diese Lage gekommen, wo die Wache das Inselchen nicht in gehöriger Entfernung hätte sehen können; so aber war es noch Zeit, das Schiff umzulenken, worin eben unsere Rettung bestand. Der Kapitän selbst bekannte, dass die Hand des Allmächtigen uns beschützt habe. Ich aber ging in meine Kajüte und dankte dem Hüter Israels für diese merkwürdige Bewahrung unsers Lebens. Erst voriges Jahr scheiterte ein amerikanisches Schiff an diesem gefährlichen Ort, und nur der Kapitän und einige Matrosen wurden gerettet. Mein Kapitän wusste nicht, welchem Umstand er diesen unberechneten und ungewollten Lauf des Schiffes zuschreiben sollte, ob einem Meeresstrom oder unrichtigen Steuern des Schiffes oder endlich einer irrthümlichen Beobachtung der Sonne für die geographische Länge. Genug, wir sahen uns errettet von einer großen Gefahr durch die starke Hand Gottes.

Von da an hatten wir ziemlich guten Wind bis nach der Insel Sansibar, wo wir am 27. Mai anlangten und so unsere lange Seereise glücklich vollendeten. Ich wurde von dem britischen Konsul, Kapitän Hamerton, sehr freundlich aufgenommen und erfuhr in jeder Beziehung viele Hülfe und Beistand. Auf dieser Insel, wo man Muhamedanismus und Heidentum (die indischen Kaufleute, Banianen, sind Heiden) beisammen hat, zeigte mir schon der äußere Anblick der Leute und ihrer äußerst armseligen Wohnungen, welche Entfremdung von Gott und darum welche Finsternis und welches Verderben in den Herzen sein müsse, und Ausbrüche davon von der schrecklichen Art erzählte mir hie und da mein Gastwirt.

Am 7. Juni verließ ich Sansibar wieder in einem arabischen Boote, das mich am 10. Juni durch Gottes gnädigen Schutz bei Tag und bei Nacht gesund und froh nach Mombas brachte, wo mir, nach einer längeren Zeit der Trennung von Brüdern in Dr. Krapf der Segen brüderlicher Gemeinschaft wieder zu Teil wurde, dessen ich so bedurfte. Die Lage von Mombas gefiel mir sehr gut, besonders da sie so nahe am Meer ist. Aber auch hier ließen mich die elenden Hütten der Eingeborenen, sowie ihr Äußeres samt dem Anblick des die Stadt umgebenden Landes, auf ihren inneren Zustand schließen.

Im Anfang meines Hierseins machte ich mit Dr. Krapf einige Besuche ins Wanika-Land. Durch den Besuch nach Rabbai Mpia wurde mein Herz sehr erfreut und gestärkt. Der Herr tat Großes an uns und an Ostafrika an jenem Tage. Wenn die Leute von Rabbai in der guten Stimmung gegen uns bleiben, so glaube ich, es können die Schwierigkeiten nicht mehr allzu groß sein, durch sie und die Wakamba, die auf freundschaftlichem Fuß mit ihnen stehen, zu den Galla und so in das Innere von Afrika vorzudringen. Eine große Türe ist geöffnet.

Am 30. Juni, wo es anfang viel zu regnen und wo die Nächte kälter wurden, ergriff mich ein gelindes Fieber in Folge einer Erkältung in der vorhergehenden Nacht. Nach einer Woche konnte ich jedoch wieder auf sein und etwas arbeiten, so dass ich glaubte, ich sei wieder in der der Genesung begriffen; aber wie es schien, so verursachte der Genuss des Saftes einiger Orangen ein nochmaliges fast noch gelinderes Fieber, das aber hauptsächlich meinen Kopf angriff, an dem ich schon in Europa litt. Das Fieber legte mich jedoch noch weitere drei Wochen (bis 27. Juli) auf das Bett und beraubte mich aller meiner mitgebrachten Kraft, so dass ich kaum mehr ein wenig umhergehen konnte. Diese Krankheit war übrigens sehr heilsam für mein inneres Leben und eine nötige Vorbereitung für meinen Missionsberuf in Rabbai, wo ich zwar auch Schwierigkeiten und Leiden aller Art erwarte, aber ich wünsche durch des Herrn Gnade ein mal im eigentlichen Heidenland zu sein und meinen Missionsberuf zu treiben, was hier in Mombas nicht geschehen kann.

22. August. Wir verließen Mombas, um nach Rabbai Mpia zu gehen. Unsere Effekten wurden in ein aus einem Baumstamm ausgehöhltes Boot gebracht; als aber die letzten Kisten geladen werden sollten, fand sich's, dass das Boot zu klein war. Ein Mombassianer hatte uns indessen ein größeres Boot angeboten, das wir gerne annahmen. Um 2 Uhr wurden die kleinen Segeltücher ausgespannt und ein günstiger Wind vom Meer her trieb uns schnell in den Meeresarm, der sich etwa vier Stunden weit ins Land hinein erstreckt; gegen das Ende hin musste jedoch das Boot durch Rudern weiter gebracht werden. Um 6 Uhr erreichten wir glücklich den Landungsplatz, der sich am Ende der Bucht befindet. Um von dem Boot aufs Trockene zu kommen, trugen uns die schwarzen Matrosen auf ihren Achseln ans Land. Wir ließen unser Gepäck noch am Abend auf die nahe gelegene Pflanzung des Muhamedaners Abdalla bringen, wo wir auch übernachteten. Am folgenden Sonntagmorgen wurde Dr. Krapf wieder von einem heftigen Fieber ergriffen, das es sehr zweifelhaft machte, ob wir am nächstfolgenden Tage schon nach Rabbai Mpia gehen könnten. Doch am Nachmittag wurde er besser, so dass er viel mit den Wanika, die zu unserer Hütte kamen, sprechen und ihnen das Evangelium verkündigen konnte. Spät am Abend des Tages kamen noch fünf Häuptlinge von Rabbai Mpia, die durch Abdalla von unserer Ankunft in Kenntnis gesetzt worden waren. Da diese Häuptlinge uns schon vor zwei Monaten versprochen hatten, innerhalb 14 Tagen uns Nachricht davon zu bringen, dass die Hütte, die sie für uns zurichten sollten, bereit sei, so dass wir nun kommen könnten, dies aber bis jetzt nicht geschehen war, so waren wir schon lange etwas zweifelhaft an der ganzen Sache geworden. In der Mitte Juni indessen war Dr. Krapf hierher gereist, um die Sache zu untersuchen, wobei er wieder eine sehr befriedigende Antwort bekam. Aber noch einmal hatten wir Ursache, an ihrer Aufrichtigkeit zu zweifeln, so dass wir uns endlich entschlossen, ohne weiter auf ihre Antwort und Einladung zu warten, geradezu in ihr Dorf zu gehen, unseren Zweck ihnen noch einmal klar vorzulegen und nach ihrer Entscheidung zu handeln. Da nun die Häuptlinge hierher kamen, so wurde die große und wichtige Frage in Beziehung auf unsere Niederlassung unter ihnen, hier noch einmal entschieden.

Dr. Kraft setzte ihnen den Missionsberuf so deutlich als möglich in seinen wichtigsten Beziehungen auseinander, und erklärte ihnen dann, dass wir diesen Beruf ohne alle selbstischen Interessen und Nebenabsichten unter ihnen zu treiben wünschten. Hierauf redete der vornehmste Häuptling etwa noch  $\frac{1}{4}$  Stunde und blieb bei dem schon früher gegebenen Resultat, uns aufnehmen zu wollen. So gewannen wir aufs Neue die Überzeugung, dass Rabbai Mpia es sei, wo wir unsere Missions-Arbeit beginnen sollten. Nun liegt es an uns, zu folgen, Treue zu üben im Großen und im Kleinen, das Wort des Herrn eifrig und in der Kraft Gottes zu verkündigen und zu leiden als gute Streiter Jesu Christi, und auch Trübsal und Verfolgung nicht zu scheuen. Es gilt hier, einen harten Boden aufzubrechen, Steine, Dornen und fast undurchdringliches Gebüsch aus dem Wege zu räumen; denn diese Heiden sind von Geschlecht zu Geschlecht immer tiefer ins fleischliche Leben versunken. Den 25. August traten wir unseren Weg von Abdallas Pflanzung nach Rabbai Mpia ungefähr um 10 Uhr an. Ich fühlte mich auch noch sehr schwach in meinen Füßen von dem Fieber, das mich in Mombas den ganzen Monat Juli auf das Bett gelegt hatte. Alle 15 bis 20 Schritte wäre ich gerne wieder niedergesessen, um auszuruhen. Für meinen teuren Mitstreiter Dr. Krapf aber war dieser Weg ein eigentlicher Leidensweg; ein heftiges Fieber hatte ihn ergriffen, das ihn Anfangs etwas zweifelhaft machte, ob er gehen solle; aber sein Verlangen, einmal nach Rabbai zu kommen, wo wir unser Werk anfangen wollten, hatte jene Zweifel bald entfernt, und der Entschluss war gefasst, den Weg unter die Füße zu nehmen. Er ließ mich zuerst auf seinem Esel reiten, weil er glaubte, das Gehen werde ihm zuträglicher sein, bald aber hatte sich sein Leiden so vermehrt, dass es ihm nicht mehr möglich war zu gehen und er nun seinen Weg nur noch auf dem Esel reitend fortsetzen konnte. Wir hatten gehofft, da ich um meiner schwachen Füße willen, in denen das Fieber noch zu stecken schien, des Esels auch bedürftig

war, mit demselben abwechseln zu können, aber gerne wollte ich nun dem armen Leidenden, der jetzt in seinem Bette sich hätte befinden sollen, das Lasttier überlassen und versuchen, den Weg ganz zu Fuß zu machen. Gegen all mein Erwarten trugen mich meine Füße auf dem ebenen Boden und bergab ziemlich leicht hinweg, aber unser Loos war jetzt nicht mehr zu steigen als auf ebenem Boden einherzugehen; denn unser äußerst schmaler Fußpfad, der bald durch den dichten Wald, bald durch ebenso dichtes, ungemein hohes Gras und oft an Dornbüschen vorbei über einige Hügel sich hinzog, brachte uns nach einer starken Stunde Wegs auf eine Höhe von etwa 1200 Fuß. Der letzte Teil des Weges, der auf den Gebirgszug von Rabbai hinaufführte, war der steilste; hier war es, wo auch nicht einmal das arme Eseelein meinem kranken und sehr leidenden Mitbruder zu Hülfe kommen konnte. Unser Pfad war zum Reiten viel zu steil geworden. Schon vorher hatte der Kranke geäußert, dass er vielleicht Rabbai nicht mehr erreichen werde, - er könnte sterben; nun aber hatte er noch seinen letzten und zwar sauersten Gang zu gehen. Alle 15-20 Schritte musste er niedersitzen, zu was auch ich durch die Schwachheit meiner Füße genötigt war; aber er hatte zugleich Schmerzen auszustehen, wovon ich frei war. Endlich doch erkletterten wir mit einander die Höhe des Berges, und nachdem wir noch eine kleine Strecke auf der Ebene gegangen waren, befanden wir uns an der Hütte des vornehmsten Häuptlings, dem die Sitte des Landes es zur Pflicht machte, Gastfreundschaft an uns zu üben. Er hatte auch schon unseren Knecht, der mit Dr. Krafts Bette vorausgeeilt war, seine Hütte für unsern Aufenthalt angewiesen. In der kühlen Luft des Berges fühlte sich der Kranke bald wieder besser und konnte mit den sich um ihn versammelten Häuptlingen das Nötige besprechen. Es handelte sich wieder um die Wohnung, die sie für uns aufrichten sollten. Wir hatten baumwollenes und anderes Tuch mitgebracht, das nebst andern Artikeln, wie Äxte, Hauen, sowie geringe Schmucksachen (nämlich Perlenschnüre, wie sie diese Heiden bis weit in das Innere von Afrika zum Schmuck für ihren Leib gebrauchen) hier als Geld gebraucht wird, dessen Werth und Gebrauch bis jetzt wenig Eingeborne kennen. Von diesem Tuch gaben wir ihnen jetzt einen Teil, teils um der Sitte zu genügen, nach der der Gast seinem Wirth ein Geschenk gibt, das dann diesen verpflichtet, ihm Wohnung und Nahrung zu verschaffen, teils und hauptsächlich aber, um diese Leute zu ermuntern, sogleich das nötige Holz zu einer Wohnung herbeizuschaffen.

Dr. Krapf hatte viel zu reden teils mit den Häuptlingen, teils mit andern ab- und zugehenden Personen. Die meisten Leute meinen, wir seien gekommen, um Handel zu treiben, wobei es dann gilt, ihnen unsern eigentlichen Beruf auseinander zu setzen. Krapf sucht jede Gelegenheit zu ergreifen, ihnen biblische Wahrheiten einzuprägen, und den Rath Gottes zu ihrer Seligkeit zu verkündigen. Ich selbst muss nun erst die Sprache lernen, ehe ich die Leute bitten kann: Lasset euch versöhnen mit Gott. In dem finsternen Raum, der der Luft nur durch eine einzige Türe Zugang lässt, konnte ich nicht einmal ein ordentliches Plätzchen zum Ausruhen finden. Wo ich einen Versuch machte, fand ich es zu uneben und holperig. Bald fanden wir, dass der Raum in der Hütte des Häuptlings für uns und seine Familie zu eng und unbequem war. Der Häuptling zeigte mir eine andere, deren Bewohner sie schon einige Zeit verlassen hatten. Sie konnte zwar verbessert werden, aber passte für Dr. Krapf nicht, der noch am Fieber litt, weil die schimmelig gewordene Grasdecke einen üblen Geruch verbreitete. Dr. Krapf untersuchte sie auch und meinte, dass den anderen Tag ein Feuer darin angezündet werden sollte, um den bösen Geruch zu vertreiben. Noch wusste ich nicht, wo ich für die kommende Nacht mein Ruhelager finden sollte, was Dr. Kraft dem Häuptling bekannt machte. Dieser brachte bald darauf eine Bettstätte, wie sie von den Suahelis an der Küste gefertigt werden. Sie bestehen gewöhnlich aus vier Pfosten, 1 ½ Fuß hoch und vier Leisten, über welche ein gitterartiges Geflecht kommt aus demselben Material, das zu den Matten gebraucht wird. Über die, welche ich jetzt bekam, war eine Haut ausgebreitet, die an einigen Stellen durchgebrannt war, was daher rühren mochte, dass die Eingeborenen in Krankheitsfällen oft ein Feuer unter ihrem Bette unterhalten, um sich so die nötige Wärme zu

verschaffen. Unser Gastwirt konnte nun kein besseres Plätzchen für mich finden als das, wo seine Frau gewohnt war zu kochen, wozu sie keinen Herd brauchen; 4 bis 5 Fuß über dem Boden war eine Anzahl Hölzer dicht neben einander gelegt, die, wie es schien, das Strohdach etwas gegen das Feuer schützen sollten. Diese Hölzer, die so voll Ruß waren wie ein Kamin, machten es doppelt nötig, mich zu hüten, meinen Kopf nicht an dieselben zu stoßen, was indessen die Nacht über doch einige Mal geschah.

Am 27. und 28. August brachten die Leute des Dorfs etwas Holz für unsere künftige Wohnung. Am 29. Wollten sie keines bringen, da die Häuptlinge eine gewisse Feierlichkeit begehen wollten. Schon morgens früh hörten wir in einiger Entfernung ein gewisses sonderbares Brummen; am Mittag sahen wir dann das Instrument, durch das es hervorgebracht wurde. Die Häuptlinge brachten es, mit wildem Gesang und in Reihen geordnet, in einiger Entfernung an unserer Hütte vorbei, wo sie es auf den Boden niederließen, um das Brummen wieder hervorzubringen. Das Instrument schien uns aus dem Stamm eines Kokosnußbaumes genommen zu sein und war ungefähr 5 Fuß lang bei 7 Zoll Durchmesser. Offenbar war es ausgehöhlt, aber an beiden Enden wieder geschlossen worden. Aus einem Ende ging ein Strick heraus, an dem ein Häuptling zog, und so die brummenden, schreckhaften Töne hervorbrachte. Sie halten das Instrument (Muansa genannt, das offenbar eine rohe Art von Wind- oder Blasinstrument ist) sehr geheim, und Niemand vom gemeinen Volk darf es öffentlich sehen, ohne sich einer gewissen Strafe auszusetzen. Während das Instrument durch das Dorf getragen wird, muss sich Jedermann in seiner Hütte verstecken. Zur Feierlichkeit gehört dann am Schlusse auch eine Mahlzeit, zu der Jeder seinen Beitrag geben muss. Die bürgerliche Bedeutung davon soll sein, dass es den Anfang des Jahres bestimmt.

Am Sonntag, den 30. August wollten die Leute wieder Holz hauen, was wir ihnen aber nicht erlaubten, teils um von vorne herein sie auch mit den äußeren Dingen des Christentums bekannt zu machen, teils um uns selbst mehr Ruhe und Stille zur Feier des Sonntags zu bereiten, was im Heidenland für das Herz eines Missionars noch nötiger ist als in der Heimat. Es war der erste Sonntag, den wir mitten im eigentlichen Heidenland verlebten. Wir legten dem Herrn im gemeinschaftlichen Gebet unsere Bedürfnisse vor, wie sie sich durch unsere eigentümliche Missions-Arbeit, die ein Werk des Anfangs ist, an uns stellten. Wir dankten ihm aber auch für seine bisherige Durchhilfe unter allen unsern Leiden, Krankheiten und sonstigen Kummernissen.

Am 31. August brachten uns die Eingeborenen wieder etwas Holz zu unserem Bauen. Das Holz war aber in Beziehung auf Dicke und Länge nicht sehr geeignet. Auch mussten wir ihnen so oft sie uns Holz brachten, wieder ein Geschenk machen, das entweder in einer Haue oder in einem Kleidungsstück bestand, wofür sie dann ihr Lieblingsgetränk, Tembo, kauften und es mit einander tranken. Diese Forderungen stellten uns ihren bettelhaften und veränderlichen Charakter mehr als zuvor ins Licht. Wir hatten wohl getan, dass wir den Häuptlingen unser Geschenk nicht auf einmal gegeben hatten.

Am 1. September hörten wir in unserer Hütte auf einmal ein Geschrei von Leuten, das so durch einander ging, dass es schien, als wollte jeder Reden und Keiner hören. Wir vernahmen das Geschrei von dem Platze her, worauf unsere künftige Wohnung gebaut und von wo an diesem Tag das Gras und Gebüsch entfernt werden sollte, das nahe an den Hütten der Wanika mit den darüber emporwachsenden prächtigen Kokosnußbäumen seine Üppigkeit Jahr für Jahr ungestört entfaltet, indem sie ihre Pflanzungen immer in einiger Entfernung von ihren Dörfern haben, die gewöhnlich auf den Höhen der Berge und im Dickicht der Wälder angelegt sind, um sie so vor Angriffen etwaiger Feinde sicher zu stellen. Als ich auf Dr.

Krapfs Bitte auf den Platz ging, fand ich etwa 20 Männer, von denen die Jüngeren in voller, rüstiger Arbeit waren, den Boden seines wilden Pflanzenwuchses zu entledigen. Bald aber sah ich, dass ihre Arbeit unserm Bauplatz nicht entsprach. Das Plätzchen, das sie uns zubereiten wollten, war durch die es umgebenden Kokosbäume zu klein und viel zu abschüssig, und hätte wohl für eine Wanikahütte, aber nicht für unsern Zweck gepasst. Ihre Hütten sind nicht nur an abschüssige Örter hin gebaut, sondern der Boden selbst ist uneben und rau gelassen. Schon bei dem ersten Versuch im Juni hatten wir einen Bauplatz gewählt, der noch freier und so der gesunden Bergluft noch zugänglicher gewesen wäre, auch noch eine weitere und bessere Aussicht gegen Westen und Osten dargeboten hätte; aber diesen Platz wollte man uns nicht abtreten, weil hart daneben eine elende, halb zerfallene Strohhütte stand, die ihren heidnischen Festlichkeiten geweiht war. Wir sahen darin einige Blashörner und eine Art Trommeln nebst einigen Dingen, die wir nicht verstehen konnten. Dr. Krapf ging nun selbst auf den Platz und stellte dem Häuptling Dschindoa vor, dass es nur der früher schon uns von ihm angewiesene Platz für eine Hütte entspreche, wie wir sie haben wollten. Der Häuptling, der eben keinen großen Einfluss auf die Leute hat, gab sich nun Mühe, die Leute zu bewegen, auf dem verlangten Platz zu arbeiten; aber nur langsam und ungern gaben diese nach.

9. September. Nachdem unsere schwarzen Arbeiter den Boden gesäubert hatten, maßen wir die Länge und Breite unserer Wohnung, erstere zu 24, letztere zu 18 Fuß. Unser Messen, wie noch Manches andere, das wir nachher an der Hütte vornahmen und verbesserten, oder auch ganz neu machten, setzte unsere Zuschauer in Verwunderung. Als wir so die Größe des Raumes ihnen bestimmt hatten, fingen sie an mit Stecken in den Händen Löcher in den Boden zu machen, um die Hölzer, mit denen die Wände der Hütte zu 6 Fuß Höhe gebildet werden sollten, hineinzustecken, Diese Art und Weise, die Hölzer in den Boden zu stecken, reif in mir, da ich die Schlechtigkeit und Nichtigkeit der Arbeit sogleich sah, Ärger und Ungeduld hervor. Es ließ sich zwar in den sandigen Boden auch mit Stecken etwas graben, aber ich hätte doch gewünscht, dass die Leute mit ihren Hauen, die sie doch bei sich hatten, etwas tiefer gegraben hätten, um die Hölzer mit Steinen besser in dem Boden zu befestigen. Dann hieben sie von dem Holz, das sie gebracht hatten, eins ums andere ab, ohne irgend vorher ein Maas genommen haben; denn Sinn für Gleichheit und Ebenmaß schien ihnen völlig abzugehen. Dr. Krapf, der bisher ihrer Arbeit mit innerer Ruhe und Freude zugesehen und gewünscht hatte, dass sie auch einmal so ihr Herz reinigen mögen, wie sie jetzt den Boden reinigten, war nun genötigt, ihnen so viel er konnte, mit Worten abzuwehren, was ich durch andere Mittel zu tun versuchte, weil ich der Sprache nicht mächtig war. Aber Alles half nichts, denn diese Leute sind nicht ans Gehorchen gewöhnt, da sie keinen König haben. Alle schrien durcheinander, und wer der Hörer sein sollte, war schwer zu sagen. Bald, ja nur zu bald, hatten die Eingeborenen die vier Wände unsers Hauses vor unsern Augen hingestellt; wie aber dieselben in dem sandigen Boden aller Festigkeit ermangelnd, Wind und Wetter den gehörigen Widerstand leisten könnten, konnte ich nicht begreifen. Dr. Krapf jedoch versicherte mich aus seiner vieljährigen Erfahrung von Abessinien, dass er viele solche Hütten gesehen und bewohnt habe, und nie habe ein Wind eine umgeworfen. Ich wurde zwar etwas beruhigt, aber in Beziehung auf unsere eigene Hütte war nicht jeder Zweifel entfernen, und mein teurer Mitarbeiter wünschte endlich selbst, dass wenigstens an den Ecken starke und gut in den Boden befestigte Pfosten stehen möchten. So kam es, dass wir beide uns entschlossen, am nächstfolgenden Tage die Arbeit der Wanika an unserer Hütte so viel als möglich zu verbessern.

12. September. Da wir den Wanika in Beziehung auf den Bau unserer Hütte mehr zutrauten, als sie wirklich leisteten, so hatten wir gerade solche Werkzeuge, die wir nun am besten hätten gebrauchen können, als da ist eine gute starke Stufhau und eine Schaufel, in Mombas gelassen. Ein schönes Beil aber, das wir mitgenommen hatten, war uns gerade diesen Morgen

abhanden gekommen. Wir glaubten, es wäre uns aus unsrer finstern Wanikahütte gestohlen worden, was jedoch nicht so war. Diebstahl trifft man unter den Wanika selten an, sie sind aber desto größere Lügner. So mussten wir denn die Arbeit mit den mangelhaften Werkzeugen verrichten. Die Festigkeit unserer Wände, die nun genauer untersucht wurde, konnte keiner ernstern Prüfung Stand halten. In wenigen Minuten lagen die vier Wände, die uns die Wanika, ein Holz dicht am andern, in den Boden gesteckt hatten, zerstreut auf demselben herum. Alles musste neu gemacht werden. Dies kostete uns aber in unsern Umständen und in einer afrikanischen Sonnenhitze keine geringe Arbeit und Mühe. Ich fing an mit einer kleinen, schwachen Wanikahau, um damit Steine auszugraben, an denen 2-3 Mann genug zu heben haben, um sie nur umzuschlagen, wie ich tun musste; denn indem ich einen kleinen Graben zu machen anfang, stieß ich bald auf die eben genannten Steine, die wir, nachdem wir sie etwas aus dem Boden hatten, mit unserm Hammer und Meisel zerstückeln, um sie dann zur Befestigung der Wände gebrauchen zu können. Solche Art zu bauen setzte unsre unwissenden, nicht an harte Arbeit gewöhnten Wanika, die uns von nun an mehr zuschauten als Hilfe leisteten, in Verwunderung. Wir hatten einige Ursache zu glauben, dass unsre Arbeit einen guten Einfluss auf die Leute ausübte, und sollte es auch nur der gewesen sein, dass sie eine gewisse geheime Vorstellung, die sie von uns hatten, als ob wir etwas wie ein höheres Wesen, und eben darum irdischer Arbeit und Mühe enthoben wären, ein wenig berichtigt hätte. Auf solche Weise arbeiteten wir dann fort bis zum Schluss der Woche, sowie wir auch nachher noch viele Handarbeit verrichteten. Der Herr, unser Heiland, dem die Heiden zum Erbe und der Welt Ende zum Eigentum gegeben sind, gab uns Gnade, dass wir jeden Tag mit Muth und Freudigkeit an unsre Arbeit gehen, und uns auch in die ärmlichen und dürftigen Umstände in unserer einstweiligen Wanikahütte, wo nichts als eine niedrige Bettstelle war, die als Stuhl und eine Kiste, die als Tisch diente, schicken konnten. Den Eingang in die Hütte machten wir etwas höher und gruben einige Löcher durch das Grasdach hinaus, damit wir nicht am hellen Tage in der Finsternis leben mussten. Unsre Umstände waren dazu geeignet, uns die Ökonomie Gottes in seinem Reiche, nach der Er die größten Dinge klein und geringe und in großer Verborgenheit ihren Anfang nehmen lässt, recht anschaulich zu machen.

Am 16. Oktober war endlich unsere Hütte so weit fertig, dass wir in dieselbe einziehen konnten, was uns sehr zum Dank gegen Gott gereichte, da unsres Bleibens in der dumpfen Wanikahütte fast nicht länger hätte sein können.

28. November 1847. Wir brachten in dem Dorf Kambe den ganzen Nachmittag mit der Predigt des Evangeliums zu. Bruder Krapf führte das Wort. Wir gingen in dem ganzen, dicht mit Hütten besetzten Dorfe umher, und überall folgte uns eine große Anzahl Kinder und Erwachsene, die sobald wir uns irgendwo niedersetzen, uns umringten und der Botschaft des Heils aufmerksam zuhörten. So oft sie ein Wort hörten, dass ihnen besonders auffallend war, brachen sie in ein lautes Lachen aus, was aber durchaus nicht Ausdruck des Spottes, sondern nur der Freude und des Beifalls war. In keinem andern Dorfe wurde das Wort vom Kreuze mit solchem Beifall aufgenommen, wie in Kambe.

Im Allgemeinen zeigen freilich die Wanika nicht das geringste Streben nach Fortschritt in geistiger oder auch nur in weltlicher Bildung, und lassen sich am allerwenigsten um religiöse Zwecke, die für sie gar keinen Reiz haben, irgend eine Beschränkung ihres fleischlichen Sinnes gefallen; sie sind eben gewohnt, so behaglich wie ihre Väter dem Fleische zu leben. Zudem sind sie zusammengehalten durch eine Anzahl volkstümlicher, halb religiöser, halb bürgerlicher Gebräuche und Sitten, so dass es nur dem Evangelium gelingen kann, sie aus dem Wandel nach väterlicher Weise in den Wandel nach dem Geist zu versetzen.

29. November. Mit Tages-Anbruch begaben wir uns auf den Weg nach dem Dorfe Kauma, das etwa 1000 Seelen zählen mag. Der Weg dahin war meist eben, führte aber durch viel Wald. Kauma hat wie alle übrigen Dörfer und Städte dieser Gegend, drei aufeinander folgende Thore, die man nacheinander zu passieren hat um ins Innere zu gelangen. Wir wurden angewiesen außerhalb der Thore zu warten, bis unsre Ankunft dem Häuptling und den Ältesten angezeigt sei. Wir erlaubten uns jedoch, zum ersten Thor hineinzugehen. Von diesem bis zum zweiten Thor führt ein schmaler Fußpfad, der zu beiden Seiten gut verzäunt ist. Dasselbe ist der Fall zwischen dem zweiten und dritten Thor. Dies ist notwendig zur Sicherheit gegen einen plötzlichen feindlichen Überfall. Nachdem wir nun eine Weile gewartet hatten, kam am zweiten Thor ein ungemein starker und großer Mann auf uns zu, der einer der Häuptlinge zu sein schien, und sich nach dem Zweck unsers Kommens erkundigte. Er sagte uns, dass die Stadt uns mit Tanz und Gesang empfangen wollte, worauf wir erwiderten, dass wir keine Soldaten, sondern Lehrer des Wortes Gottes seien und keinen solchen Empfang wünschten. Zugleich boten wir ihm nach der Sitte des Landes ein kleines Ehrengeschenk an. Der Häuptling ging nun in die Stadt zurück, um den Tanz zu unserem Empfang zu veranstalten, worauf wir bald von den Ältesten der Stadt abgeholt wurden. Diese begannen, sobald wir das dritte und letzte Thor passiert hatten, ihren wilden Gesang und Tanz, indem sie ihre Schwerter in die Höhe hoben, und in gleichmäßigem Takte ihre Stimmen ertönen ließen. Hierauf bewegten sie sich in einem Kreise um die Stange her, die unmittelbar vor dem Thor aufgepflanzt war, und an deren Spitze Haut, Kopf und Hörner eines Tieres aufgehängt waren. Erst nachher erfuhren wir, dass dies eine Zauberstange war, von welcher die verblendeten Einwohner glauben, dass sie der Beschützer ihres Dorfes sei. Als wir vor der Hütte des vornehmsten Häuptlings ankamen, ging der Tanz, begleitet mit Trommelschlag und dem Blasen eines Hornes, sowie dem wilden, aber taktmäßigen Gesang von Männern und Weibern, erst recht an. Sie bildeten einen Kreis und schlangen ihre Schwerter oder Bogen oder andere Waffen. Dann sprang Einer nach dem Anderen aus dem Kreise auf uns zu, um uns persönlich mit ihren wilden Gaukeleien und dem Schwingen ihrer Schwerter zu begrüßen, wobei sie manchmal mit ihren Waffen so nahe an uns kamen, dass man leicht fürchten konnte, der nächste Schwung möchte wirklich den Kopf selbst zum Ziele haben. Nach und nach wurde die Ruhe hergestellt und die Mehrzahl der Leute entfernte sich, und wir fingen nun an, jede Gelegenheit zu ergreifen, von dem zu zeugen, der in die Welt gekommen ist, Sünder selig zu machen. Aber wir fanden keine Zuhörer wir in Kambe, indem hier die Leute uns immer mit Misstrauen betrachteten. Das Dorf Kauma würde sich sehr zu einer Missionsstation eignen wegen seiner Nähe bei den angrenzenden Galla-Ländern, mit denen die Wanika in Kauma Verkehr haben. Etwa eine Stunde nach Anbruch der Nacht hatten wir ein eigenes, ich möchte fast sagen, satanisches Schauspiel. Es fand nämlich die Einweihung eines Mannes in einen gewissen Orden statt. Ein gewisses Geklingel und Getöse vieler Leute, das wir zuerst in einiger Entfernung vernommen, kam immer näher auf uns zu, bis auf einmal zwei große, dicke Männer erschienen, die an allen Teilen ihres Körpers, so weit derselbe unbedeckt war, mit weißen Flecken von Kalk bemalt und mit einer eigentümlichen Kleidung versehen waren. Letztere bestand, so viel wir in der Nacht beim Schein eines Feuers bemerken konnten, aus zwei ledernen Schürzen, an denen Schellen befestigt waren. In ihren Händen hielten sie gewisse Hölzer in der Form von kleinen Rudern. Sie waren begleitet von drei oder vier Männern, die nur auf der Nase und in der Mitte der Stirne, sowie um das rechte Auge mit einem weißen Strich bezeichnet waren. Alle diese Männer, denen ein großer Haufe alter und junger Leute beiderlei Geschlechts nachfolgte, setzten sich in unserer Nähe bei dem Feuer nieder, das die ganze Nachtszene noch furchtbarer machte. Nichts konnte geeigneter sein, uns die lebendigste Darstellung von einer Horde höllischer Geister zu geben, als jene nächtliche Scene. Der bloße Gesichts-Ausdruck dieser weißgefleckten, schwarzen Männer flößte schon genug Furcht und Schrecken ein. Sie hielten sich etwa zehn Minuten auf dem Platze auf, währen welcher ein so großer Lärm war, dass kaum irgendwelche Anrede an sie



möglich gewesen wäre. Wie groß ist doch die Macht des Satans unter den Heiden! Aber auch hier muss der Löwe aus dem Stamm Juda siegen. Die in den Orden (oder Verbindung) Neuaufgenommenen erhalten zum Zeichen einen Ring um den Oberarm, der aus einer Kuhhaut gemacht ist, und den sie von nun an immer tragen. Auf dem Hinweg nach Kauma erfuhren wir nicht geringe Mühseligkeiten der Reise. Wir verloren unsern Weg in einem dichten, dornichten Gebüsch. Einer unserer Begleiter bestieg einen Baum, um zu sehen, wie weit das Gebüsch noch reichte. Ich selbst bestieg den Baum auch und überzeugte mich sogleich, dass das Gebüsch nur noch eine kleine Strecke weit reiche, von wo an dann ein ganz dünner Wald mit höheren Bäumen anfang. Zugleich ließ uns ein Rauch, der aus demselben hervorstieg, auf das Dasein eines menschlichen Wesens schließen. Wir gingen vorwärts und erreichten bald das Feuer. Bei demselben fanden wir einen starken, sehr freundlich aussehenden Jüngling, der seine Heimat auf einer nahe gelegenen Pflanzung hatte. Wir setzten uns zu ihm, um von unserem Kampf mit den Dornen auszuruhen, die mir meine Beinkleider gerade über dem Knie so aufgerissen hatten, dass dasselbe nackt heraus sah. Ich nähte das Loch zu, und gab dann dem freundlichen Jüngling, der noch nie einen Europäer gesehen hatte, einige Nadeln und Faden. Während ich so beschäftigt war, ließen sich unsere Begleiter das Fleisch eines gewissen Tieres, das sie Kuvi nannten, wohl schmecken. Auch wir genossen etwas davon und erst nachher erfuhren wir, dass jenes Tier zum Mausgeschlecht gehörte. Das Fleisch war indessen nicht übel gewesen. Der Jüngling führte uns auf den rechten Weg zurück. Abends erreichten wir eine Hütte, dessen Eigentümer uns zuerst nicht aufnehmen wollte, bis wir ihm wiederholt versicherten, dass wir keine Zauberer seien. Das Wasser war hier rar.